

Aus dem Sprachfache : "Die Sternseherin" [Schluss]

Autor(en): **Claudius, M.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Berner Schulfreund**

Band (Jahr): **1 (1861)**

Heft 4

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-675327>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

wieder von jener magnetischen Kraft aufgerichtet wird, die es nimmer seine Blicke ganz von Oben wegwenden läßt.

Aus dem Sprachfache.

„Die Sternseherin“, von M. Claudius.

(Schluß.)

2. Der Dichter.

Der Dichter unseres schönen Liedes ist Matthias Claudius, der sich auch Asmus oder Wandsbecker-Bote nennt. Sein äußeres Leben bietet wenig Interessantes und wenig Merkwürdiges dar. Er wurde 1740 zu Reinfeld im Holsteinischen geboren, studirte in Jena, lebte dann als Privatmann in Wandsbeck bei Hamburg, wurde 1776 Oberlandescommissär in Darmstadt, kehrte aber schon im folgenden Jahre wieder nach seinem lieben Wandsbeck zurück, verwaltete von hier aus das Amt eines Revisors bei der holsteinischen Bank in Altona und starb in Hamburg den 21. Januar 1815.

Claudius sammelte seine Poesien und prosaischen Aufsätze und gab sie von 1774 bis 1812 in 8 Bänden heraus unter dem Titel: „Asmus omnia sua secum portans“ (Sämmtliche Werke des Wandsbeckerboten) und erndtete damit vielen Beifall. In bunter Abwechslung finden sich im Wandsbecker-Boten Lieder, Romanzen, Elegien, Fabeln, Sinngedichte, Abhandlungen zc., die allenthalben in ihrer anspruchslosen Einfachheit, Witz und Humor, gesunden Verstand, gemüthvollen Sinn und kräftige Frömmigkeit athmen.

Als Dichter zeichnet sich der „Wandsbecker-Keiermann,“ wie sich Claudius auch nennt, am besten selbst mit den Worten: „Poeten sind helle, reine Kieselsteine, an die der schöne Himmel, die schöne Erde und die h. Religion anschlagen, daß Funken herausfliegen.“ Natur und Religion sind die Triebfedern seines poetischen Talents. Das tiefe Gefühl für die Natur und die lebhafteste Freude an ihren Schönheiten spricht sich in vielen seiner Lieder aus. Voll überwallender Begeisterung besingt er sie im „Frühling“ und in lebensfroher Heiterkeit erklingt das bekannte „Rheinweinklief.“

Wie Claudius den heitern und fröhlichen Ton des Liedes zu treffen weiß, so schlägt er auch in vielen Liedern einen ernst-feierlichen an und erhebt sich von der Anschauung der Natur zu frommgläubigen Empfindungen empor. Wie schön zeigt sich das nicht in der „Sternseherin“ und in dem lieblichen Abendlied: „Der Mond ist aufgegangen.“ Dieser ernste Charakter des Liedes tritt am meisten hervor in dem elegischen Gedicht: „Bei dem Grabe meines Vaters“ („Friede sei um diesen Grabstein her“ zc.) das ein wahres Kleinod ist.

Im Gegensatz zu der erwähnten Richtung stehen die humoristischen Stücke unseres Claudius. Dahin gehören neben vielen Liedern und Fabeln mehrere poetische Erzählungen. Eine der besten ist „der Mann im Lehnstuhl,“ die wir unmöglich übergehen können. Sie lautet:

1. Saß einst in einem Lehnstuhl still
 Ein vielgelehrter Mann;
 Und um ihn trieben Knaben Spiel,
 Und sahn ihn gar nicht an.
2. Sie spielten aber Steckenpferd,
 Und ritten hin und her:
 Hop, hop und peitschten unerhört,
 Und trieben's Wesen sehr.
3. Der Alte dacht in seinem Sinn:
 „Die Knaben machen's kraus;
 Muß sehen lassen, was ich bin!“
 Und damit kramt' er aus;
4. Und machte ein gestreng Gesicht,
 Und sagte weise Lehr'.
 Sie spielten fort, als ob da nicht
 Mann, Lehr', noch Lehrstuhl wär'.
5. Da kam die Laus und überlief
 Die Lunge und Leber ihm;
 Er sprang vom Lehnstuhl auf und rief
 Und schallt mit Ungestüm;

6. „Mit dem verwünschten Steckenpferd!
 Und was die Unart thut!
 Still da! Ihr Jungens, still und hört!
 Denn meine Lehr' ist gut!“

7. „Kann sein!“ sprach Einer, „weiß es nit,
 Gehst aber uns nicht an.
 Da ist ein Pferd, komm', reite mit;
 Dann bist du unser Mann!“

Ein artiges Gedicht, das uns die komische Scene zwischen dem gelehrten Mann und den spielenden Knaben in ächt humoristischer Weise vorführt. Die Erzählung „ist zugleich die schönste Satyre auf diejenigen Erzieher, welche das Kind aus seiner Sphäre herausreißen und in eine ihm fremde Welt führen wollen!“ — Auch „Urians Nachricht von der neuen Aufklärung“ enthält komische Parthien, doch nähert sich das Ganze schon mehr der strafenden Satyre und läßt den entschiedenen Ernst deutlich hervortreten, wie in folgender Stelle:

Bernunft, was man nie leugnen mußte,
 War je und je ein nützlich Licht.
 Indes was sonst sie nicht wußte,
 Das wußte sie doch sonst nicht.
 Nun sitzt sie breit auf ihrem Steiß
 Und weiß nun auch, was sie nicht weiß.

Die Poesie von Claudius ist in Bezug auf die äußere Form allenthalben ziemlich einfach und leichtverständlich. Der Zug zur Einfachheit und zu populärer Darstellung führte den „Wandsbecker-Weiermann“ aber auch zu weit, so daß er sein Talent oft einer falschen Popularität unterordnete, wodurch viele seiner Dichtungen etwas Gesuchtes und Affektirtes an sich tragen. Am besten und mit naiver Anmuth weiß er sich in dem engen Kreise seiner Lyrik zu bewegen; geht er aus diesem heraus, so büßt seine Poesie nicht selten die Natürlichkeit ein; so verfällt er z. B. in seinem übrigens gar artigen und ergöglichen „Goliath und David“ (War einst ein Riese Goliath, ein gar gefährlich Mann &c.) in den „bänkelsängerischen Romanzenton.“ — Nichtsdestoweniger ist Claudius ein trefflicher Volksdichter, dem wir beides, Bewunderung und Liebe nicht versagen können. „In allen seinen

Gedichten lebt eine tiefe Innigkeit, warme und lebensvolle Frömmigkeit, die kräftig aus Herz dringt und bei ihrer liebenswürdigen Einfalt voll Gutmüthigkeit und Laune unser Gemüth zu ähnlichen Gefühlen stimmt, es in die kindlich frohe Heiterkeit versetzt, die der Dichter selbst in hohem Grade besaß."

Zur Vervollständigung des Literaturbildes gehören noch einige Bemerkungen über die prosaischen Aufsätze unseres Dichters. Als prosaischer Schriftsteller offenbart Claudius die nämlichen Eigenschaften, wie als Dichter. Seine Volksthümlichkeit, sein Witz und Humor, seine tiefe Religiosität treten uns auch in seinen Profastücken überall entgegen. Seine Darstellung bewegt sich in der einfachsten und schlichtesten Form, im populären Volkston. Seine Sprache muß auch den Ungebildetsten fesseln, und der Roheste, sobald nur Herz und Gemüth bei ihm nicht verwildert sind, muß zu ähnlichen Gedanken, Gefühlen und Empfindungen gestimmt werden, die Claudius ausspricht. So ist der Wandsbeckerbote ein trefflicher Volksschriftsteller (wie Hebel) und „Niemand versteht es so gut, wie er, über die Verhältnisse des Lebens zu sprechen und einfache, aber gediegene Lebensweisheit zu predigen.“ „An meinen Sohn Johannes“ enthält einen köstlichen Schatz von Lebensregeln; nicht minder werthvoll ist der Aufsatz „Von der Freundschaft“, aus dem wir einige Stellen folgen lassen. „Wenn du Paul den Peter rühmen hörst; so wirst du finden, rühmt Peter den Paul wieder, und das heißen sie denn Freunde. Und ist oft zwischen ihnen weiter nichts, als daß einer den andern fragt, damit er ihn wieder frage, und sich so wechselweise zu Narren haben; denn, wie du siehst, ist hier, wie in vielen andern Fällen, ein jeder von ihnen nur sein eigener Freund, und nicht des andern. Ich pflege solch' Ding „Hollunder-Freundschaften“ zu nennen. Wenn du einen Hollunderzweig ansiehst, so sieht er fein, stämmig und wohl gegründet aus; schneidest du ihn aber ab, so ist er inwendig hohl und ist ein so trocken schwammig Wesen darin.“ — —

Höchst ergötzlich sind diejenigen Stücke, in denen er gegen die „Selbsterhebung der Schulweisheit“ zu Felde zieht und sich mit unnachahmlicher Laune und schlagendem Witz über dieselbe lustig macht. In einem Aufsatz über das Bücherschreiben gibt er z. B. die Regel, wenn der Verstand halb aus sei, so setze man ein Komma, sei er ganz aus,

einen Punkt, und habe man gar keinen, so könne man schreiben, was man wolle, wie man das in vielen herauskommenden Büchern sehe — und in dem Aufsatz: „Eine Ehria, darin ich von meinem akademischen Leben und Wandel Nachricht gebe,“ sagt er: „Bin auch auf Unverstädten gewesen, und hab' auch studirt. Ne, studirt hab' ich nicht, aber auf Unverstädten bin ich gewesen, und weiß von allem Bescheid. — Das auf der Hittschen saß, als ich d'rinn war, das war'n Magister, und der hatt' eine große krause Paruque auf'm Kopf, und die Studenten sagten, daß seine Gelehrsamkeit noch viel größer und krauser sei.“

In andern Abschnitten spricht Claudius als warmer Freund des Vaterlandes und als abgesetzter Feind aller üblen Einflüsse des Ausländischen. Besonders hart tadelt er das Französische und die „unerschänkten Bewunderer der nie genug bewunderten Franzosen.“ (Vossing.) Nicht ohne Beziehung auf Wieland, welcher der „Erste war, der die Deutschen die Kunst, mit Anstand schlüpfrig zu sein, lehrte,“ sagt er z. B.: „Wer mit Fremden buhlt, der legt Windeier und wird ein Spiel der Franzosen.“

Endlich müssen wir noch auf einen Hauptzug in dem Wesen des Wandsbecker-Boten aufmerksam machen, auf den fast überall hervortretenden Zug über und für den Glauben zu schreiben. Wenn er auch der Philosophie das Recht, die Religion zum Gegenstand ihrer Forschungen zu machen, nicht bestreitet, wenn ihn auch die Philosophie „ein gut Ding dünkt“ und er sie als einen Besen betrachtet, „die Spinnweben aus dem Tempel auszufegen;“ so meint er auf der andern Seite aber doch: „Die Religion aus der Vernunft verbessern, kommt mir freilich eben so vor, als wenn ich die Sonne nach meiner alten hölzernen Uhr stellen wollte.“ Er bleibt deshalb bei den „Beweisgründen, welche die Natur selbst in die Brust des Menschen gelegt hat.“ So sagt er in der erwähnten „Ehria“: „Ob, und was Gott sei, (sprach der Magister) lehr' allein die Philosophie, und ohne sie könne man keinen Gedanken von Gott haben u. s. w. Dies nun sagt' der Magister wohl aber nur so. Mir kann kein Mensch mit Grund der Wahrheit nachsagen, daß ich 'n Philosoph sei, aber ich gehe niemals durch 'n Wald, daß mir nicht einfiele, wer wohl die Bäume wachsen mache, und dann ahnet mich so von ferne und leise etwas von einem Unbekannten, und ich wollte wetten, daß ich denn an Gott denke, so ehrer-

bietig und freudig schauert mich dabei.“ — In den Aufsätzen, in denen Claudius religiöse Gegenstände zur Sprache bringt, spricht deshalb stets ein tief-frommer, kindlich-gläubiger Sinn.*) „Es macht dir graue Haare, (schreibt er an Anderes) unsern Herrn Jesus Christus so verkennt und verachtet zu sehen; zwar feinetwegen brauchst du dir keine wachsen zu lassen; er wird wohl bleiben, was er ist. Wer nicht an Christum glauben will, der muß sehen, wie er ohne ihn sich rathen kann; ich und du können das nicht. Wir brauchen Jemand, der uns hebe und halte, weil wir leben, und uns die Hand unter den Kopf lege, wenn wir sterben sollen. Und das kann er überschwenglich und wir wüßten Keinen, von dem wir's lieber hätten.“ Zum Schlusse führen wir noch sein schönes „Valet an den Leser“ an: „Wer eines neuen Himmels und einer neuen Erde wartet, einen Stiller alles Haders glaubt, der wird auf dieser Erde, wenn auch den Fuß in Ungegewittern, doch das Haupt in Sonnenstrahlen haben, wird immer größer sein, als was ihm begegnet, der hat immer genug, vergibt und vergißt, liebt seine Feinde und segnet, die ihm fluchen; denn er trägt in diesem Glauben die bess're Welt, die ihn über Alles tröstet!!“ S.

Die Stadt Ninive.

(Fortsetzung.)

Den Sommer des Jahres 1846 hindurch mußte Layard, durch das heiße Wetter und den Zustand seiner Gesundheit dazu genöthigt, die Ausgrabungen liegen lassen. Im September desselben Jahres ging er aber, durch eine Geldsumme seiner Regierung unterstützt, auf's Neue an sein Werk. Er grub in diesem Winter 28 Zimmer des großen Palastes aus, und bald zeigte es sich, daß ein Palast an dem andern lag, umgeben von Gärten und Parks. Wahrscheinlich hatte sich jeder neue König einen neuen Palast gebaut, und dadurch war Ninive zu solcher ungeheuren Größe angewachsen. Die Wände der ausgegrabenen

*) Es ist sehr zu bedauern, daß Claudius später den Gang zur sogenannten geheimen Weisheit nicht in die gehörigen Schranken wies. Er sank nach und nach in die ganz abgeschmackte Mystik der sogenannten Martinisten, welche von der Art ist, daß sie dem gesunden Verstande, der heitern und unschuldigen Lebensfreude und jeder Belehrung nach Außen allen Zugang versperrt. (Schlosser.)